

Ammonshörner gegen Satansbetrug, Sonnensteine gegen Nasenbluten

Autor(en): **Auf der Maur, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **279 (2000)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-377125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ammonshörner gegen Satansbetrug, Sonnensteine gegen Nasenbluten

FRANZ AUF DER MAUR

Versteinerungen verraten den Naturforschern, dass die Landschaft einst ganz anders ausgesehen haben muss: Wo heute Berge stehen, erstreckte sich vor Jahrmillionen ein Meer. Und anstelle von Wiesen bedeckten tropische Urwälder weite Gebiete der heutigen Eidgenossenschaft. Solche Zusammenhänge sind inzwischen jedem Schulkind geläufig. Weil die Bevölkerung früher aber noch nichts von Erdgeschichte wusste, machte sie sich ihre eigenen Gedanken über das Vorkommen von Versteinerungen. Spuren davon haben sich bis in die Gegenwart erhalten.

Auf Familienwanderung im Jura. Im verlassenen Steinbruch am Waldrand haben wir versteinerte Meerestiere entdeckt. Besonders zahlreich sind hier die Rhynchonellen, zweisehalige Weichtiere. Auf den ersten Blick könnte man sie fast für Muscheln halten; sie gehören aber zu den Brachiopoden (Armkiemern).

Eben schultern wir die Rucksäcke, da kommt eine Bäuerin vorbei. «Aha, ihr habt wohl Tübeli gefunden», lacht sie. Tübeli? «Nun, diese seltsamen herzförmigen Figuren im Fels.» Tatsächlich zeigen guterhaltene Rhynchonellen die Form eines Herzens, und mit etwas Einbildungskraft erscheinen sie durch-

aus auch wie kleine Tauben. «Wer ein Tübeli auf sich trägt, ist vor Hexenwerk und bösem Blick geschützt», meint die Bäuerin. «Natürlich Aberglaube, aber wenn's nichts nützt, so schadet's wenigstens nichts.»

Geheimnisvolle Energien

Bis heute hält sich vor allem beim Landvolk der Glaube an zauberkräftige oder auch heilkräftige Wirkungen, die von Versteinerungen ausgehen. Früher glaubten ebenfalls die Gelehrten, in den Fossilien würden geheimnisvolle Energien stecken. So schreibt der deutsche Autor Johann Jakob Reiskius in seiner 1688 erschienenen «Dissertatio de cornu ammonis» (Abhandlung über das Ammonshorn, gemeint sind versteinerte Ammoniten): «... dass dieser Drachenstein sonderbare Kraft bey Hexerey habe, sonderlich wann die Kühe ihre Milch nicht geben oder von Hexen durch Satans Betrug ausgemolken werden: Alsdann wird in den Melktopf dieser Stein gelegt» – und die vermisste Milch soll sich prompt wieder einstellen.

Ammoniten sind Verwandte der Tintenfische und besitzen ein spiralig gewundenes Gehäuse – oder besser gesagt: sie besaßen es, denn am Ende des Erdmittel-

alters vor 65 Millionen Jahren starben die Ammoniten aus, wie übrigens auch ihre geradschaligen Vettern, die Belemniten. Ammoniten wie Belemniten waren Meeresbewohner und finden sich besonders reichlich in den Kalken und Mergeln des Juragebirges. Von den Belemniten vermutete das Volk, sie seien bei Gewittern vom Himmel gefallen und nannte sie deshalb Donnerkeile.

Donnerkeil unter dem Kissen

Dem Himmelsgeschenk wurde besondere Heilkraft zugeschrieben. Nach volksmedizinischem Grundsatz, wonach das leidende Organ durch ein Mittel gleicher Gestalt zu behandeln sei, erfreuten sich Donnerkeile grosser Beliebtheit bei Potenzschwäche: Das Bestreichen des Gliedes mit dem Fossil sollte die Manneskraft zurückbringen – und in manchen Fällen dürfte der feste Glaube daran auch geholfen haben.

Doch damit nicht genug: Der geschossförmige Belemnit musste auch gegen Hexenschuss und – als Pulver eingenommen – gegen Stechen in der Brust sowie Asthma helfen. Ferner liessen sich böse Träume verscheuchen, wenn man einen Donnerkeil unters Kopfkissen legte: Versteinerun-



*So tropisch urwaldhaft sah es hierzulande einmal aus:
Illustration aus «Die Urwelt der Schweiz» von Oswald Heer, 1883.*

gen als volkstümliche Psychopharmaka. Ebenso beliebt waren fossile Haifischzähne, wie sie in der Schweiz hauptsächlich im Sandstein des Mittellandes vorkommen. Diese dreieckigen Gebilde galten als versteinerte Schlangenzungen und hiessen Glossopetren, wörtlich «Zungensteine». In der Volksmedizin kamen sie nach Vergiftungen aller Art zur Anwendung, ausser-

dem bei Krampfanfällen, Fieber und Blattern. Noch vor 200 Jahren war der Glaube an die Heilkraft von Haifischzähnen im ganzen deutschen Sprachraum verbreitet.

Auffallend ist der Bezug zwischen Form und Verwendungszweck bei versteinerten Stengelgliedern von Seelilien. Stengelglieder von fünfeckigem Querschnitt waren begehrt als Dru-

denfüsse: Die zauberkräftige Fünffzahl hielt böse Geister von den Wohnungen fern – ein Glaube, der noch aus keltischer Zeit stammt. Runde Seelilien-Stengelglieder dagegen wurden als «Sonnensteine» oder «Trochiten» sogar in Apotheken verkauft. Weil die runde Form als Zeichen vollkommener Harmonie galt, wirkten Sonnensteine angeblich heilend bei seelischen Leiden, aber auch bei körperlichen Übeln wie Nasenbluten oder Nierenschmerzen.

Drachenzähne vom Riesenaffen

Auch wenn die Naturwissenschaft sich nur am Rand mit den volkstümlichen Anschauungen rund um Versteinerungen auseinandersetzte, konnte sie doch mehrfach davon profitieren. So kaufte Professor Gustav von Koenigswald 1931 auf Java (Indonesien) in einer Drogerie angebliche Drachenzähne, denen im Fernen Osten besondere Heilwirkung zugeschrieben wird. Die Zähne stammten, wie Koenigswald bald herausfand, von einem ausgestorbenen Riesenaffen und führten ihn denn auch auf die Spur des Gigantopithecus, des grössten je entdeckten Menschenaffen. Ganz ähnlich verlief die Suche nach dem Peking-Menschen in China. Auch dort wurden Forscher 1926 fündig, nachdem sie den Herkunftsort von «Drachenzähnen» sorgfältig auf frühmenschliche Überreste abgeklopft hatten.